

Berichte

Musikalische Wahrnehmung und ihr Kontext. Jahrestagung der DGM in Karlsruhe vom 17. bis 19. September 1999

Die musikalische Wahrnehmung war schon immer ein zentrales Gebiet der Musikpsychologie, und das zunehmende Interesse an „ökologischer Validität und Alltagsrelevanz“ sowie die rasanten Veränderungen im Bereich Multimedia drängten danach, die Wahrnehmung nun unter Berücksichtigung der vielfältigen Kontexteinflüsse zu beleuchten wie Heiner Gembris, erster Vorsitzender der DGM, in seinem Einführungsvortrag erläuterte. Insgesamt 24 Referenten stellten ihre aktuellen Fragestellungen und Forschungsergebnisse zu diesem Rahmenthema vor. Nachfolgend seien die Referate in einer Kurzzusammenfassung thematisch gruppiert aufgeführt:

Musikalische Wahrnehmung: Gleich zu Beginn äußerte sich Helga de la Motte-Haber (Berlin) zu grundsätzlichen Forschungsansätzen. Sie forderte, die gängigen kognitiven Forschungsweisen durch die Psychophysik zu ergänzen und stellte ein Experiment zur audiovisuellen Wahrnehmung vor.

Jeder Mensch hat einen eigenen Weg zum Verständnis. Allerdings konnte Martha Brech (Berlin) feststellen, daß die individuell unterschiedlichen auditiven Strukturierungsprozesse bei elektroakustischer Musik nach mehrmaligem Hören zur Wahrnehmung gleicher vertikaler Strukturen führen. Johanna Ray (Finnland) berichtete von einer qualitativen Studie über das subjektive Erleben von Musik und die Beurteilung ihres Ausdrucks. Die veränderte Musikwahrnehmung unter Cannabiseinfluß interessierte Jörg Fachner (Witten-Herdecke). Elena Ungeheuer (Düsseldorf) referierte über professionelle Strategien des Hörens und Verarbeitens von Musik. Dabei unterschied sie drei grundlegende Strategiekomplexe, den analytischen, narrativen und manipulativen Rezeptionsweg. Matthias Hornschuh (Köln) warb für eine musikwissenschaftliche Filmforschung.

Wirkungen von Musik: In diesem Zusammenhang sind die von Rolf Bertling (Bochum) vorgetragenen Ergebnisse zu der Fragestellung interessant, ob Musik einen ‚beruhigenden‘ oder ‚stimulierenden‘ Effekt auf Parameter des sympathisch-parasympathischen Systems habe. Eine Studie von Heiner Gembris und Andreas Lehmann (Halle-Wittenberg) zur Abhängigkeit der entspannenden Wirkungen durch Musikhören vom situativen Kontext vertiefte letztere Ergebnisse.

Neurophysiologie: Über einige weitere Fortschritte bei der Erforschung der an der Musikwahrnehmung beteiligten Netzwerke berichtete Eckart Altenmüller (Hannover). Dazu analysierte er die Ausfallmuster von 20 Patienten mit Schlaganfall bei der Musikrezeption zwischen dem 5.–10. Tag nach Auftreten der Krankheit. Ergebnis: Es konnte keine klare Lateralisation rezeptiver musikalischer Funktionen festgestellt werden. Michael Grossbach und seine Forschungsgruppe (Hannover) fanden hingegen eine eindeutige Lateralisation „lokaler“ und „globaler“ Verarbeitungsmuster bei der Diskrimination komplexer Rhythmen oder Metren. Gudrun Liebert und ihr Team (Hannover) konnten beweisen, daß schon

ein 30-minütiges Gehörtraining Auswirkungen auf die kortikalen Aktivierungsmuster hat.

Zeit und Rhythmus: Einen lebhaften Einblick in die Rhythmuswahrnehmung elf ghanaischer Meistertrommler bot ein Beitrag von Piotr Steinhagen und Reinhard Kopiez. In der Badischen Hörschule Rastatt werden die Auswirkungen von Musizieren auf das Lern- und Sozialverhalten von Kindern untersucht. Der Gründer Günther Siegwarth veranschaulichte Rhythmus als bedeutenden Faktor, die Zeitwahrnehmung und das Lernvermögen junger Menschen zu schulen.

Gesangsspezifische Erkenntnisse: Dietrich Parlitz (Hannover) berichtete über ein Projekt zur Bestimmung der Reaktionszeit der Tonhöhenkorrektur beim aktiven Musizieren. Ergebnis: Bei professionellen Sängern ergab sich eine bimodale Verteilung der Reaktionszeit (113 ms und 260 ms). Dies deutet auf eine erste unbewußte/subcorticale und eine zweite bewußt/cortical gesteuerte Verarbeitungsphase hin. Unprofessionelle Sänger dagegen glichen falsch gesungene Töne rein intuitiv aus, sie verfügten nicht über eine spezialisierte audio-motorische Schaltstelle. Bei Instrumentalisten (hier Posaunisten und Bratschisten) traten wesentlich längere, unimodale Latenzen um ~ 380 ms auf, da für die instrumentale Tonerzeugung viel mehr Informationen verarbeitet werden müssen. Heinz Stolze berichtete von einem langjährigen Versuch aus der Gesangspädagogik. Mittels geeigneter Übungen und Begriffe versuchte er, die sängerische Eigenwahrnehmung zu schärfen. Stefanie Stadler Elmer (Zürich) zeichnete individuelle Veränderungsprozesse beim Singen von Kindern in einem mikrogenetischen Verfahren auf. Die Entwicklungsdimensionen bei jungen Kindern verliefen dabei von undifferenziert zu differenziert, von irrelevant zu relevant. Die Studie zeige weiter, daß die Fähigkeit von Kindern, neue Lieder zu imitieren oder zu singen, bisher unterschätzt wurde. Eine kritische Bestandsaufnahme zu den Methoden der Singstimmensynthese lieferte Berthold Gunreben (Würzburg). Fazit: Es konnten bedeutende Fortschritte auf diesem Gebiet erzielt werden, allerdings sei noch nicht abzusehen, wann per Computer eine perfekt synthetisierte Gesangsstimme erzeugt werden könne.

Performanceforschung: Joachim Stange-Elbe (Osnabrück) stellte in dem Zusammenhang „neue Nutzungsmöglichkeiten von Multimedia“ Ergebnisse aus einem neuen Forschungszweig der Performanceanalyse vor: Er nutzte den Computer, um aus dem Notentext verschiedene (musikalisch sinnvolle) Ergebnisse vorspielen zu können. Dies soll (lebenden) Interpreten helfen, sich von alten Klangvorstellungen zu lösen. Genau umgekehrt ging Klaus Nürnberger (Würzburg) vor. Er orientierte sich am lebendigen Spiel und lieferte einen Beleg für die adäquate Darstellung der Komplexität musikalischer Interpretationen mit Hilfe der „Theorie der oszillierenden Systeme“ (TOS). Dabei untersuchte er die Inter/Intravariabilität im expressiven Timing von Pianisten. Die graphische Auswertung der Tempogramme zeigte Abhängigkeit vom Expertisegrad der Interpreten. Gleich anschließend konnte Reinhard Kopiez (Hannover) anhand einer Metaanalyse empirisch nachweisen, daß die Tempowahl beim spontanen Klopfen von mehreren beeinflussenden Variablen wie der Erhebungssituation oder der emotionalen Anregung abhängt.

Musikrezeption im gesellschaftlichen Zusammenhang: Stefanie Rhein und Renate Müller (Ludwigsburg) befragten Jugendliche zu ihrem fanspezifischen Musikverhalten. Es stellte sich heraus, daß Fans insgesamt ein aktiveres und kreativeres Umgehen mit Musik entwickelten und für sie z. B. auch das musikalische Können der Stars wichtiger sei als für Nichtfans. Von einer gründlichen Untersuchung des musikalischen Geschmacks in Abhängigkeit vom sozialen Status berichtete Hans Neuhoﬀ (Berlin). Am breitesten sei demnach das Geschmacksprofil gebildeter

Frauen in gehobenem, selbständigem Dienst. Letztere mieden eigentlich nur die deutsche Volksmusik und den deutschen Schlager, interessierten sich aber interessanter Weise für die Volksmusik fremder Kulturen.

Darüber hinaus referierte Andreas Kehr (Würzburg) über musikpsychologische Aspekte von Telefonwarteschleifen. Dabei stellte er fest, daß ein mittlerer Komplexitätsgrad der Warteschleifen den Hörern am besten gefiel. Gabriele Hofmann (Augsburg) stellte erste Ergebnisse einer Studie über die Korrelationen zwischen dem persönlichen und beruflichen Selbstkonzept von Musikern vor. Sie wählte dazu Probanden mit berufseinschränkenden Gesundheitsproblemen.

Insgesamt wurde auf der diesjährigen Tagung der DGM das breite Spektrum an Methoden und Untersuchungsgegenständen in der Musikpsychologie belegt. Die Ergebnisse waren praxisorientiert, und Referenten berichteten von einer guten Kommunikation untereinander. Einige Ergebnisse konnten gängige Lehrbuchmeinungen revidieren, was vor allem auf die Einbeziehung des situativen Kontextes in die Untersuchungsmethoden zurückzuführen ist. Ein Reader zur Tagung, der Abstracts in deutsch und englisch zu sämtlichen Vorträgen beinhaltet, kann gegen eine Schutzgebühr bei der DGM-Schriftführerin Claudia Bullerjahn angefordert werden.

Anja Bökeler

6th International Conference on Music Perception and Cognition, 5.–10. August 2000, Keele University, UK

Vom 5. bis 10. August 2000 trafen sich ca. 320 Delegierte an der Keele University (England) für die 6th International Conference on Music Perception and Cognition, die gleichzeitig als 4th Triennial ESCOM Conference fungierte. Die perfekte Organisation ist John A. Sloboda und seinem Konferenzteam von der Unit for the Study of Musical Skill and Development, des Department of Psychology (Keele University) zu verdanken. Der von größeren Städten entfernte Campus ermöglichte es, daß die Teilnehmenden unkompliziert und schnell einen guten Kontakt zueinander finden konnten, was gerade für ‚Neulinge‘ angenehm und befruchtend war.

Da der Großteil der Delegierten auch eigene Projekte und Forschungsergebnisse vorstellte, erforderte es bis zu sechs parallele Veranstaltungen. Es ist daher unmöglich, einen detaillierten Einblick in alle Symposien und Thematischen Veranstaltungen zu geben.

Das Konferenzteam versuchte, durch im Vorfeld angeregte Themenschwerpunkte verschiedene Impulse für zum Teil neue Forschungsrichtungen zu geben. Die prognostizierte Bedeutung von Themen wie „Music in popular culture and everyday life“, „Meaning in music“ oder „The human voice“ wurde auch durch die Wahl der Keynote-Themen unterstrichen.

Bei den Vorträgen unterschied man zwischen Symposien und thematischen Sitzungen, idealer Weise wurde in den Symposien zu einem Thema verschiedene Vorträge gehört und ganz am Ende über das Forschungsgebiet diskutiert, in den Thematischen Sitzungen schloß sich an jedes Referat eine Diskussion an.

Bei den Symposien erhielten drei Themen einen größeren Vortragsraum mit jeweils mindestens zwei thematischen Sessions: zum einen Untersuchungen zur Kategorisierung und Ähnlichkeitswahrnehmung, zum zweiten Forschungen über die Zeit in der Musik; aus psychoakustischer bis hin zur kognitionspsychologischer Betrachtungsweise und zum dritten Studien zur Psychologie musikalischer Ge-

fühle. Die Vielzahl der vor allem zu den ersten beiden dieser Themen gehaltenen Vorträge täuschte jedoch nicht über die Tatsache hinweg, daß es sich oft um sehr ähnliche Fragestellungen handelte, die durch ihre oftmals kinderliedähnlichen Stimuli zu keinem großen Erkenntniszuwachs führten. So ließ leider die Dominanz von Vertretern einer Universität aus dem Bereich der Similarity-Forschung andere Untersuchungen mit komplexerer Musik nicht genügend Raum, wenngleich wohl zum ersten Mal in der Geschichte internationaler musikpsychologischer Kongresse Emotionen (sic!) spürbaren Raum erhielten. Beträchtliche Schwierigkeiten im Umgang mit komplexen Stimuli zeigten sich in den Beiträgen zur Rhythmusforschung: Es scheint so zu sein, daß die mittlerweile seit einigen Jahren existierenden Softwaresimulationen und Modelle der Rhythmuswahrnehmung sich erstens immer noch mit sehr elementaren Phänomenen wie z. B. der Beatinduktion beschäftigen und zweitens weder in Echtzeit funktionieren noch Stimuli aus menschlicher Produktion verarbeiten können. Die Funktionstüchtigkeit vieler Modelle war nur mit handverlesenen Beispielen beweisbar. Es wird vermutlich noch Jahre dauern, bis mit diesen Ansätzen für das Musikhören relevante Phänomene wie „Musik und Bewegung“ oder „musikalische Spannung“ erklärt werden können.

Wie schon in den letzten Jahren, hat sich in einigen Themenbereichen ein qualitativer Forschungsansatz etabliert, der Situationen des Alltags mit einbezieht und auf individuelle Gewohnheiten und Sichtweisen eingehen kann. Nicht nur in Untersuchungen zu emotionalen Aspekten, sondern auch zum Themenbereich „Music in popular culture and everyday life“ oder in entwicklungspsychologischen Untersuchungen unter besonderer Berücksichtigung von sozialen oder persönlichen Besonderheiten werden qualitative Methoden angewandt.

Interessant ist, daß der Themenschwerpunkt „Music in popular culture and everyday life“ von der Firma Yamaha-Kemble (UK) gesponsert wurde. Das öffentliche Interesse an diesen Themen ist nicht zu übersehen, wobei nicht ganz klar wird, ob die Unternehmen auf die Forschung oder die Forschung auf die Unternehmen größeren Einfluß haben. Auf die enge Verknüpfung von Forschungsprojekten und speziellen Sponsoren, die im englischsprachigen Raum weiter verbreitet ist als in Deutschland, wurde in vielen Fällen nicht hingewiesen. Die Problematik der wissenschaftlichen Unabhängigkeit bzw. der möglichen Verzerrung von Schlußfolgerungen gesponserter Projekte wurde dadurch nicht zur Diskussion gestellt. Relevante Gebiete sind hier vor allem Fragen nach dem Einfluß des Musikunterrichts auf andere (Schul-)Leistungen und Fähigkeiten.

Jedoch ist das Bestreben der Forschung im angloamerikanischen Raum, auch außerhalb ihres universitären Umfeldes von Nutzen zu sein, – und nicht nur in der Musiktherapie – nicht leichtfertig abzulehnen. So traf z.B. Computersoftware, die nicht nur Schülern das Komponieren oder Spielen von Musik erleichtern bzw. beibringen könnte, auf reges Interesse. Auch außerhalb von Software-demonstrationen zeigte sich, daß der Computer als Demonstrations- und Datenerhebungsinstrument sowie als interaktives Medium aus der Forschung nicht mehr wegzudenken ist. Sehr anschaulich demonstrierte das J. Sundbergs in seiner Keynote über verschiedene Charakteristika der menschlichen Singstimme unter Verwendung der Software MUSSE. Anregend war, aus welcher unterschiedlichen Fachrichtungen manche Delegierte kamen. Neben den klassischen Disziplinen Psychologie und Musikwissenschaft, traf man auf Wissenschaftler aus den Bereichen Informatik, Medizin und Bio-Musikwissenschaft. Dominiert wurde die Konferenz jedoch wieder durch den englischsprachigen Raum, hier in erster Linie die USA und England, wobei die Öffnung zu osteuropäischen Ländern auch wahrgenommen werden konnte, wobei die Einbindung dieser Forschung jedoch bei wei-

tem noch nicht ausreichend ist und wohl nur durch vermehrte Reisestipendien gefördert werden kann. Immerhin wurde die Teilnahme durch zehn Stipendien für Delegierte aus wirtschaftlich schlechter entwickelten Ländern (wie Rußland oder Brasilien) ermöglicht. Ebenso ermutigend war die Teilnahme von sehr vielen jungen Nachwuchswissenschaftlern. Die Teilnahme vergleichsweise vieler deutscher Studenten zeigte, daß auch bei uns ein breiteres Interesse an musikpsychologischen Themen bei den Studenten entstanden ist. Während die einzelnen Sitzungen durch die perfekte Planung reibungslos und ohne Zeitverzögerungen abliefen und dadurch ein sehr angenehmes Arbeitsklima entstand, bewiesen die Engländer jedoch einmal mehr, daß sie kulinarisch allen ihren Vorurteilen standhalten und auch bei den Abendveranstaltung eine eigene Wahl hatten: Bei einem Konzert wurde die elektroakustische Musik durch die lauten Ansagen des Bingo-spiels im Pub nebenan so übertönt, daß man den Abend als eher unfreiwillig kaba-rettistische Einlage verstehen konnte. Die Proceedings mit den Volltexten von fast allen 300 Beiträgen sind auf einer CD-ROM erhältlich. Diese beinhaltet alle Kontaktadressen der Autoren, und ist durch die Suchfunktion für Themen und Stichworte leicht handhabbar. Alle Beiträge können auch ausgedruckt werden. Um eine Kopie der Proceedings zu erhalten, schicken Sie 10 Pfund (nur Bargeld!) an: Professor John Sloboda, Department of Psychology, Keele University, Newcastle, Staffs, ST5 5BG, UK. Weitere ICMPC Informationen sind über die Internetseite: <http://www.icmpc.org> abrufbar. Die 7th ICMPC findet vom 17.–21. Juli 2002 in Sydney (Australien) statt (<http://www.macarthur.uws.edu.au/marcs/icmpc7>).

Mirjam Schlemmer

Musikalische Begabung und Expertise. Internationale Jahrestagung der DGM in Freiburg vom 21. bis 23. September 2000

Unter dem Thema „Musikalische Begabung und Expertise – Musical Giftedness and Expertise“ veranstaltete die DGM vom 21. bis 23. September 2000 in der Staatlichen Hochschule für Musik Freiburg ihre diesjährige Tagung, die wieder international ausgerichtet war.

Manch Teilnehmer mag sich vorher gefragt haben, ob ein Tagungsthema zur musikalischen Begabung besonders innovativ ist. Sollte etwa die populäre *Nature-Nurture*-Debatte (Anlage-Umwelt-Diskussion) aufgewärmt werden, bei der sich die zwei Inselstandpunkte *Giftedness* als angeborene Begabung und die sozialisationsbetonte Umwelt-Argumentation gegenüber stehen? Doch die Themenvielfalt der präsentierten Vorträge bot keine Wiederaufnahme des Wissenschaftsstreites um ein altes Problem der Musikpsychologie, das vielleicht erst durch neue Forschungsmethoden wie die Genomentschlüsselung oder neurowissenschaftliche Erkenntnisse zu lösen sein wird.

Neu in die fachliche Auseinandersetzung aufgenommen wurde der Begriff der *Expertise*. Diese Theorie zur Erklärung überdurchschnittlicher Fertigkeiten hat auch in der Musikpsychologie in den letzten Jahren eine verstärkte Diskussion erfahren, und so wurden mit Spannung neue Studien zu diesem Forschungsgebiet erwartet.

Da im Titel des Tagungsthemas kein „oder“ mit einem Fragezeichen stand, galt es auch nicht, die Teilnehmer mit einer eindeutigen Antwort nach dem Ursprung der außergewöhnlichen Leistungen eines Musikers zu entlassen. Das „und“ konnte

eher einen Brückenschlag zwischen zwei Perspektiven symbolisieren, die sich – mit unterschiedlichen Zielrichtungen und Methoden – gegenseitig ergänzen.

Mit dem Überblicksvortrag „Musikalisches Talent im Lichte der Hochbegabungs- und Expertiseforschung. Theoretische Modelle, Identifikations- und Förderansätze“ eröffnete K. Heller (München) die Tagung. Durch einen gedruckten wissenschaftlichen Meinungsaustausch (vgl. *Psychology of Music* 27/1999, 38–54) zwischen Gagné und Sloboda, Davidson & Howe war möglicherweise die Frage nach dem Gewicht der musikalischen Begabung als erklärender Variable erneut in die Diskussion geraten. Aus diesem Grunde war F. Gagné (Montréal) auch als prominenter Gast eingeladen und stellte sein „Differentiated Model of Giftedness and Talent“ vor. Dieses Modell erklärt die Fähigkeit zu besonderen musikalischen Leistungen durch einen Entwicklungsprozeß, in dem sich – beeinflusst durch verschiedene intrapersonale und sozialisationsbedingte „Katalysatoren“ – die *Natural Abilities/Giftedness* („natürliche Fähigkeiten“, im Deutschen zu vergleichen mit dem Talent-Begriff) durch Lernen und Übung zu speziellen *Skills/Talents* (Fertigkeiten) ausbilden.

Die Perspektive der Expertiseforschung wurde sehr eindrücklich von R. T. Krampe (Berlin) vorgestellt, der die Entwicklung musikalischer Fertigkeiten während der gesamten Lebensspanne betrachtete und dabei wiederholt die Rolle des zielgerichteten Übens betonte.

Von ausländischen Gästen folgten die Beiträge von A. Ockelford (London), der eindrucksvolle Fallstudien von autistischen Instrumentalschülern vorstellte und die Fortschritte des musikalischen Könnens durch Videoaufnahmen dokumentierte, sowie des Norwegers H. Jørgensen (Oslo), der versuchte – konvergent zur Expertisetheorie – die Zeit und Strategie des Übens am Instrument mit der Qualität der Performance-Leistung von Musikstudenten zu korrelieren.

Für die Teilnehmer der Tagung war es ein besonders anregendes Ereignis, am ersten Abend ein Streicher-Konzert in der Domsingschule zu erleben, bei dem sich Stipendiaten der Pflüger-Stiftung im Alter von vier bis 15 Jahren vorstellten. Begeistertes Staunen und zurückhaltende Nachdenklichkeit wechselten sich bei den herausragenden Ensemble- und Solobeiträgen ab. Sicherlich hat manch Zuhörer den ersten Tag mit seinen kontroversen Diskussionen noch einmal Revue passieren lassen und sich gefragt: Ist es nun ein willkommenes „Geschenk“, mit vier Jahren seine Lebens- und Berufsplanung als Geigerin festzulegen oder dominiert der gewollte, zielgerichtete Übeprozess, der dieses junge Kind zu einem späteren Experten seines Faches werden läßt?

Auch die zwei weiteren Tage versuchten Klärung in dieses Spannungsverhältnis zu bringen. Dabei brächte es jedoch keinen Gewinn, die noch folgenden Referenten als Verfechter einer bestimmten Forschungsrichtung zu titulieren. Die gewählte Kategorisierung der Themen zeigt mit unterschiedlicher Gewichtung sicherlich Präferenzen für dieses oder jenes Erklärungsmodell, doch soll dadurch auch widerspiegelt werden, daß es während der gesamten Tagung zu keinen „Argumentationskämpfen“ kam. Eine Ausnahme bildete das Diskussionsseminar am Freitag, in dem F. Gagné noch einmal verstärkt den *Giftedness*-Aspekt betonte und ihn durch Reanalyse von Expertisestudien zu beweisen versuchte, was zu einer heftigen Gegenwehr von R. T. Krampe führte und in einem lebendigen Plenumsaustausch endete.

Die Bandbreite der Fragestellungen zu neuen Studien soll abschließend im Vordergrund stehen. Drei Arbeiten beschäftigten sich mit der Ausbildung und dem späteren Berufsleben von professionellen Musikern: H. Gembris (Halle-Wittenberg) stellte ein Absolventen-Projekt vor, bei dem er der Frage nachging, welche

Faktoren für eine musikalische Karriere ausschlaggebend sind. Mit der Diskrepanz zwischen Illusion und Wirklichkeit befassten sich auch die Studien von D. Stepanauskas (Rostock) und L. Schmid (Würzburg), wobei die erste Persönlichkeitsunterschiede sowie Implikationen für Probespiel- und Ausbildungspraxis untersuchte, die zweite aus expertisetheoretischer Sicht den Unterricht an einem musischen Gymnasium retrospektiv analysierte.

Die Studien von W. Gruhn et al. (Freiburg) und C. Bullerjahn & A. Zängle (Hildesheim), die mit sehr unterschiedlichen Versuchsgruppen durchgeführt wurden, bezogen sich beide auf die Entwicklung musikalischer Begabung. In der Freiburger Langzeitstudie mit Kleinkindern zeigte sich eine hohe Korrelation zwischen Bewegungsfähigkeit und stimmlichen Fähigkeiten. Im musikalischen Werdegang und kreativen Prozeß bei jungen Songwritern erschienen die Unterschiede im populären Bereich zum Expertiseansatz bei klassischer Musik besonders interessant.

Die Performanceforschung stand in den Beiträgen von R. Kopiez (Hannover) und J. Langner (Berlin) im Vordergrund. Zum einen leisteten zwei Trompeter gute Intonationsadaptierung an verschiedene Stimmungssysteme, zum anderen versuchte J. Langner die Kennzeichen eines „gut gespielten“ Rhythmus mit seiner Oszillationstheorie zu erklären.

Um das Konzept der musikalischen Begabung in den Zusammenhang der *Cultural Studies* zu stellen, lieferte J. Hemming (Bremen) eine umfassende Begriffsphänomenologie. Als zusätzlichen Aspekt brachte M. Spychiger (Fribourg/Schweiz) die Frage nach dem sinnvollen Umgang mit Fehlern beim Instrumentalernen mit in die Diskussion. Obwohl die Studie auf Grund einer geringen Anzahl von Versuchspersonen nicht als repräsentativ gewertet werden kann, regte sie zum musikdidaktischen Umdenken an.

Zwei Arbeiten aus dem Bereich Musikphysiologie und Musiker-Medizin rundeten die Vorträge zum Tagungsthema ab. D. Steinwede et al. (Hannover) konzentrierte sich auf die expressive Amusie nach Schlaganfällen, in der Ausfälle in der musikalischen Produktion zu beobachten waren. Die positive Wirkung von präventiven Maßnahmen während des Musikstudiums zur Verringerung spezifischer Gesundheitsprobleme wurde von C. Spahn et al. (Freiburg) betont.

Die folgenden, thematisch freien Berichte zeigten ebenso eindrücklich die Bandbreite der musikpsychologischen Forschung. Um die sukzessive Schemagenierung im Gehörbildungsunterricht zu untersuchen, stellte C. Louven (Magdeburg) erste Konzepte einer Software zur auditiven Gestaltbildung vor. H. Hoedege & C. Bullerjahn (Hildesheim) lieferten mit ihrer Studie zur Rezeption und Akzeptanz von Avantgardemusik in Abhängigkeit der Persönlichkeitsstruktur eher uneindeutige Ergebnisse. Die beiden letzten Referenten beschäftigten sich mit der alltäglichen Relevanz der Musikrezeption. Die besondere Vielfalt von Dimensionen der Musikselektion wurde von H. Schramm & P. Vorderer (Hannover) untersucht. Durch ausgewählte kognitive Ansätze zeigte D. Müllensiefen (Hamburg) den in seiner Studie nicht nachweisbaren Einfluß von Hintergrundmusik auf verschiedene Gedächtnisleistungen.

Neben viel Lob für eine einwandfreie Tagungsorganisation durch den Vorstand und einen besonders freundlichen Gastgeber sowie dankbarer Anerkennung für eine vielfältige Programmgestaltung und einen ausführlichen Tagungsreader blieb die konstruktive Kritik nicht aus: Eine proklamierte internationale Tagung sollte es den ausländischen Gästen auch ermöglichen, an den deutschen Vorträgen auf professionelle Weise teilzunehmen. Eine bessere Vorbereitung und Qualitätssicherung bei den verwendeten Medien hätte oft ausführlichere Diskussionen ermöglicht.

Es wurde angemerkt, daß es wie selbstverständlich erschien, mit dem Wort „Experte“ einen klassisch ausgebildeten Orchestermusiker oder Pianisten zu meinen. Die Vielfalt unserer Musikkultur und die Welt neben der Musikhochschule wurde leider mit recht wenigen Studien bedacht. Hier ist der Nachholbedarf sehr groß.

Aus studentischer Sicht war es ernüchternd, unter dem allgemein recht spärlich besetzten Teilnehmerkreis so wenig Präsenz von Studierenden zu sehen. Liegt es an dem oft beklagten Desinteresse an studentischer Verbandsmitgliedschaft – oder könnte diesem Manko und der wichtigen Nachwuchsförderung durch mehr Engagement sowie verstärkte positive Anerkennung für teilnehmende Studierende von Seiten der Gesellschaft abgeholfen werden?

Als Fazit soll hervorgehoben werden, daß – obwohl der theoretische Background der unterschiedlichen Studien sehr gemischt war – die Perspektive einer musikalischen Entwicklung durch einen lebenslangen Lernprozeß den Schwerpunkt bildete. Wissenschaftlicher als auch methodischer Anspruch und musikpsychologische Wirklichkeit waren gerade bei diesem Thema oftmals schwer miteinander zu verbinden. Um diese Diskrepanz zu verringern, muß in der täglichen Arbeit an den einzelnen Instituten und durch einen kooperativen Austausch innerhalb der DGM weiter gearbeitet werden.

Es bleibt abzuwarten, wohin sich die beschriebene Tendenz in der Musikpsychologie entwickelt, denn die Frage, ob die Brücke als schmaler Weg das verbindende Element zwischen zwei unterschiedlichen Auffassungen ist oder das Wasser, welches die beiden Inseln umschließt, steht weiterhin der kontroversen Diskussion offen.

Genauere Informationen zur Tagung und zur Gesellschaft sowie die ausführlichen Abstracts befinden sich auf der Homepage der DGM unter <http://musicpsychology.de>.

Anke Pirling